



LUCY
HEPBURN

Mein
bestes
Stück

Weltbild

Wer steht einer Frau immer zur Seite?

Das beste Stück einer Frau ist ihre Handtasche. Das denkt die Designerin Julia Douglas auch noch nach Jahren im Modebusiness. Nur einer kann mit ihrem neuen Lieblingsstück konkurrieren: ihr Traummann, der in vier Tagen ihr Ehemann sein wird. Oder auch nicht, denn der Zufall will es, dass in Heathrow ihre streng limitierte Bottega Veneta gegen ein identisches Modell vertauscht wird. Eine andere Frau hat nun ihre Hochzeitsringe, dafür hält sie das Testament eines berühmten französischen Winzers in den Händen. Ihr bleiben nur 96 turbulente Stunden, ihr bestes Stück wieder aufzutreiben und ihre Hochzeit zu retten.

Lucy Hepburn

Mein bestes Stück

Roman

Aus dem Englischen von Rasha Khayat

Weltbild

Die Autorin

Lucy Hepburn schrieb unterhaltsame Kurzgeschichten, um ihre Freunde bei der Arbeit zu amüsieren. Später entschied sie sich aber, dass es an der Zeit war, sie stattdessen abendfüllend zu unterhalten. Ihre Bücher handeln von den Dingen, ohne die Frauen nicht leben können - Schuhe, Handtaschen, oder Handys.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel In the Bag.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2009 by Working Partners Ltd.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2009 by Wilhelm Heyne Verlag München, in
der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Übersetzung: Rasha Khayat

Die Rechte an der deutschen Übersetzung von Rasha Khayat liegen beim Wilhelm Heyne
Verlag München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-042-8

Kapitel 1

»N°19? N°19??« Onkel Quinn war einem Nervenzusammenbruch gefährlich nah. »Schätzchen, bist du denn von allen guten Geistern verlassen?«

Julia Douglas warf dem Sicherheitsbeamten an der Gepäckdurchleuchtung einen entschuldigenden Blick zu. Der Flughafen Charles de Gaulle war bekannt für seine strengen Sicherheitsvorschriften. Dies war also ganz und gar nicht der richtige Augenblick, dass Onkel Quinn die Wahl ihres Parfüms infrage stellte. Hinter ihnen hatte sich bereits eine lange Schlange gebildet, und die Leute warteten ungeduldig darauf, endlich ihr Flugzeug zu besteigen – und Julias Einhundert-Milliliter-Parfümflakon hielt sie davon ab.

»Chanel N°19 ist der Duft der Macht! Wie alt bist du, vierundzwanzig?«

»Sechszwanzig«, erwiderte Julia.

Onkel Quinn wies mit dem Kopf auf die kleine Flasche, die der Beamte in Händen hielt, nachdem er ihnen zuvor erklärt hatte, dass Julia das Parfüm nicht mit an Bord ihres Fluges nach Edinburgh nehmen dürfe.

»Du solltest N°5 tragen, Schätzchen! N°5 ist geradezu für dich geschaffen – und für Marilyn Monroe natürlich. N°19 bist so was von gar nicht du! Es besagt Kontrolle, es besagt Reife ...«

»Monsieur!« Der Sicherheitsbeamte hatte augenscheinlich genug von Onkel Quinns ausufernden Weisheiten. »Mir persönlich ist es völlig egal, was diese Flasche besagt. Ich kann Ihnen leider nur eines sagen, Mademoiselle«, und damit wandte er sich wieder Julia zu, »es tut mir leid, aber ich werde dieses Parfum entsorgen müssen.«

»Kein Problem«, sagte Julia gelassen. »Die Flasche ist ohnehin schon halbleer. Nächstes Mal packe ich alles in den Koffer.« Ein Schauer lief ihr über den Rücken, als sie daran dachte, dass sie das nächste Mal, wenn sie ein Flugzeug bestieg, Mrs Julia Landini sein würde. Na, wenn das nicht ein Chanel N°19-kompatibler Name war!

»Was meinst du«, setzte Onkel Quinn erneut an, »wenn wir das Parfum nicht mitnehmen können, warum benutzen wir es nicht, hm?«

»Was, die halbe Flasche?« Julia warf dem Beamten einen flehentlichen

Blick zu.

»Ja, warum nicht?« Quinn trat vom Gepäckband zurück und wandte sich an die wartenden Menschen hinter ihnen. »Guten Tag! Hello there! Bonjour, tout le monde! Wem darf ich einen kleinen Spritzer Chanel N°19 anbieten, um die Reise ein wenig zu versüßen?« Er streckte die Hand nach der Flasche aus, die der Beamte immer noch fest umschlossen hielt. »Kommen Sie schon, geben Sie her, die haben wir in null Komma nichts verbraucht.« Dann sprach er erneut die anderen Passagiere an. »Dieses Angebot sollte übrigens nur für diejenigen von Ihnen gelten, die bereits ein gewisses Alter erreicht haben. Sie wissen ja, was man über N°19 sagt. Hätten wir es hier mit N°5 zu tun, würde ich ja jedem einen kleinen Spritzer abgeben, aber ...« Doch Onkel Quinn hatte sein Publikum falsch eingeschätzt. Seine Rede wurde lediglich mit versteinerten Mienen, verächtlichem Gemurmel und unruhigem Fußscharren quittiert.

»Monsieur, wenn wir uns von wildfremden Menschen mit Parfum besprühen lassen wollen, gehen wir in die Galeries Lafayette. Würden Sie nun bitte so freundlich sein, uns nicht länger aufzuhalten?«, bemerkte scharf eine blasse Rothaarige mit hochgeschobener Sonnenbrille.

Doch dann trat eine elegante Pariserin von ungefähr siebzig aus der Schlange hervor und sagte: »Ich nehme sehr gern einen Tropfen. Es wäre doch eine wahre Schande, auch nur einen Spritzer Chanel zu verschwenden.«

»Madame, ich verneige mich ehrfürchtig vor Ihrer Weisheit!«, erwiderte Onkel Quinn und machte eine ausladende Geste. Julia wusste nur zu gut, wie sehr ihm ältere, exzentrische Damen wie diese gefielen.

In dem Moment schossen weitere Hände in die Höhe und die Flasche wurde in der Menge weitergereicht.

»Monsieur!« Der Tonfall des Beamten war nun noch forscher geworden. »Bitte gehen Sie durch die Schranke bis zum Ende des Gepäckbandes und nehmen Sie Ihr Handgepäck entgegen. Danke.«

Julia fragte sich, ob die Sicherheitsbeamten am Ende ihrer Schicht gemeinsam den Inhalt der großen Plastikbox durchwühlten und die Beute unter sich aufteilten.

»Onkel Quinn, du bist wirklich unmöglich!«, sagte sie und lächelte ihn an. »Aber ich hab dich sehr gern.«

Endlich war Julia an der Reihe und konnte ihre kostbare, hellbraune Bottega-Veneta-Handtasche auf dem Gepäckband abstellen – Lorenzo, ihr wunderbarer Verlobter, hatte sie erst zwei Wochen zuvor mit diesem Prachtstück überrascht. Nun sah sie dabei zu, wie sie im Schlund des Durchleuchtungsschachts verschwand. Wie sehr sie diese Tasche doch liebte! Sie stammte aus der allerneuesten Kollektion und war ein limitiertes Luxusexemplar. Typisch Lorenzo, ihr so ein außergewöhnliches Geschenk zu machen. Sie hatte das Gefühl, die glücklichste Frau auf der Welt zu sein. Ihr neues Leben als Taschendesignerin in Paris war meilenweit von ihrem alten Leben entfernt. Und dennoch konnte sie es nicht abwarten, in ihre regnerische Heimat Schottland zurückzukehren, um die wichtigste Entscheidung ihres Lebens zu feiern – ihre Hochzeit mit Lorenzo. Nichts konnte heute ihre gute Laune trüben.

Doch als sie langsam durch die Schranke ging, sank ihre Stimmung gleich wieder. Auf der anderen Seite winkte ihr bereits eine breit gebaute, uniformierte Frau mit einem Handmetaldetektor zu.

»Mademoiselle, s'il vous plaît?«

Onkel Quinn, der die Kontrolle bereits passiert hatte, verdrehte die Augen, als er sah, dass man Julia für eine genauere Inspektion aus der Menge gefischt hatte. »Ich gehe schon mal vor, Schätzchen. Wir treffen uns im Duty-free-Shop, okay? Wenn sie dich überhaupt gehen lassen ...«

Er hielt inne und schlug sich in gespielter Entsetzen die Hand vor den Mund. Das hätte ihrem Onkel ähnlich gesehen, öffentlich darüber zu scherzen, dass sie ihre Hochzeit verpassen würde, weil man sie am Flughafen als Terrorverdächtige festhielt. Während die Sicherheitsbeamtin sie aufforderte, die Arme auszubreiten und die Beine zu spreizen, warf Julia ihm einen warnenden Blick zu. Gott sei Dank hielt er daraufhin den Mund. Die Aussicht darauf, den Tag, der eigentlich ihr Hochzeitstag hätte sein sollen, in einer Gefängniszelle zu verbringen, erschien ihr alles andere als verlockend. Seufzend sah sie ihrem Onkel nach, wie er im Duty-free-Laden verschwand.

Für einundsechzig sah Onkel Quinn noch ziemlich gut aus, dachte Julia und versuchte krampfhaft, den Metalldetektor zu ignorieren, der an ihren Schenkeln auf- und abfuhr. Onkel Quinn trug sein typisches Reisoutfit – ein leichtes Safarihemd und handgeschneiderte Khakihosen, in der Hand seine schwarze Ledertasche von Prada, seine ständige Begleiterin. Er hatte die Aura eines Mannes, der vollständig mit sich im Reinen war – ein gut aussehender, selbstbewusster schwuler Mann, der Paris zu seiner Wahlheimat gemacht hatte.

»Vielen Dank!« Julia war sich nicht ganz sicher, warum sie der Frau für die ausführliche Sicherheitsinspektion dankte – vielleicht einfach nur, um etwas vorhochzeitliche gute Laune zu verbreiten. Dann drehte sie sich noch einmal um, dankte auch dem Mann an der Gepäckdurchleuchtung, der ihr Parfüm hatte entsorgen wollen, und war schließlich und endlich wieder vereint mit ihrem ganzen Stolz, ihrer Bottega-Veneta-Handtasche. Sie ließ den Riemen ihres Schmuckstücks über ihre Schulter gleiten und strich sanft über das butterweiche Leder. Der zarte, einzigartige Duft dieser feinen Haut war, dessen war sie absolut sicher, großartiger, als irgendetwas, das Chanel jemals in einen Parfümflakon hätte füllen können. Mit einem Mal hatte sie das Gefühl, wieder ganz bei sich zu sein. Ihre Reise, ihre Hochzeit, ihre Zukunft – alles niet- und nagelfest!

Julia konnte sich in Flugzeugen nie so recht entspannen, bis die Ansnallzeichen erloschen waren. Onkel Quinn seinerseits genoss jede Minute eines Fluges. Seine dunkelblaue Schlafmaske griffbereit auf dem Kopf, das aufblasbare Reisekissen im Nacken und mit einem gewichtigen Ausdruck im Gesicht trommelte er auf die Armlehne ein und hielt Ausschau nach einem Steward, um sich seinen ersten Cognac zu bestellen. Julia sah ihn von der Seite an und lächelte. »Ich bin so froh, dass du mit mir fliegst.«

»Schätzchen, wie könnte ich das verpassen?« Er schenkte ihr ein breites Grinsen. »Wer sonst sollte sich um die ganze Blumendekoration kümmern?« Schelmisch zwinkerte er ihr zu.

»Musst du immer so ein wahnsinniges Klischee abgeben?« Julia lachte. »Mum hat jedes kleinste Detail so haargenau organisiert, dass du

vermutlich nicht einmal mehr bei den Blumen fürs Knopfloch ein Mitspracherecht hast.«

»Um genau zu sein«, sagte Quinn und lächelte vielsagend, »hat Frances mich bereits vor Wochen angerufen, um die Frage meiner Ansteckblumen zu klären. Wenn ich mich recht erinnere, so wird das kleine Bouquet um exakt Viertel vor sieben am Morgen deiner Vermählung geliefert werden und anschließend dem Kühlfach übergeben, bis zum letztmöglichen Moment. Dann werde ich, ganz wie ein Ritter sein Schwert dem Schaft, es dem Kühlschrank entreißen und dir zu Ehren an meine männliche Brust heften.«

Julia kicherte.

»Meine Schwester hat noch nie etwas dem Zufall überlassen!«, fuhr Quinn fort. »Noch nie. Die Frau wird noch zu ihrer eigenen Beerdingung zu früh erscheinen.«

»So sind sie eben, die Anwälte. Wahrscheinlich würde es gar nicht auffallen, wenn ich selbst nicht einmal da wäre, wenn nicht jemand das weiße Kleid anziehen müsste, »Ja, ich will« sagen und die Torte anschneiden. Und dann liegt es bei mir nicht zu vergessen, vor Mitternacht zu verschwinden, ehe die Kutsche sich wie bei Cinderella wieder in einen Kürbis verwandelt. Allerdings reicht mir das als Verantwortung schon völlig aus.«

»Ich bete nur zum Himmel, dass sie ihre Drohung nicht wahrmacht und meinem Gesteck aus blütenweißer Erika nur ein winziges bisschen Schleierkraut hinzufügt. Mich dünkt, das wäre einfach too much. Too much, Schätzchen.«

Etwa zehn Minuten nach dem Take-off erklang der verheißungsvolle Gong, und Julia löste ihren Anschnallgurt und streckte sich. Quinn drückte sogleich den Serviceknopf, während Julia sich nach ihrer Tasche bückte, um ihr Buch herauszuholen. Nicht, dass sie sich wirklich auf ihre Lektüre hätte konzentrieren können. Es gab viel zu viel anderes, über das sie nachdenken musste. Vielleicht sollte sie sich noch ein paar Notizen zur Abfolge der Feier am Samstag machen. Auch wenn ihre Mutter mit Sicherheit ihr Veto zu den meisten von Julias Vorschlägen erheben würde. Doch auch diese Vorstellung konnte Julias Laune nicht trüben. Familie, Tradition und Abstammung bedeuteten ihr

alles. Schon als kleines Mädchen hatte sie von einer Hochzeit auf ihrem geliebten, leicht verfallenen Familienanwesen Fream Hall geträumt. Ihre ältere Schwester Kathy hatte bereits vor knapp zehn Jahren dort geheiratet, und die Feier hatte Julias Fantasien über ihre eigene Hochzeit nur noch beflügelt. Damals war ihr zukünftiger Ehemann nicht mehr als ein mysteriöser Traummann gewesen, eine gepunktete Linie mit einem Fragezeichen dahinter.

Als naives sechzehnjähriges Schulmädchen mit vagen Plänen für ein Kunststudium hatte sie wohl kaum geahnt, dass sie heute, nur zehn Jahre später, in Paris leben, Handtaschen für eines der angesagtesten Labels der Welt entwerfen und einen attraktiven Italiener, den bezaubernden, kultivierten Lorenzo Landini, Controller bei Guccis Muttergesellschaft PPR, heiraten würde. Und dennoch – genau so war ihr Leben verlaufen.

Zugegeben, es mochte für Lorenzo ein Leichtes sein, eine Bottega-Veneta-Tasche aus der limitierten Kollektion zu bekommen, dachte Julia, während sie ihr Schmuckstück unter dem Sitz hervorzog. Aber es war der Gedanke dahinter, der zählte.

Als sie das weiche, geflochtene Leder unter ihren Fingern spürte, musste sie unweigerlich lächeln. Jede einzelne dieser herrlichen Taschen aus der hundertprozentig echten Bottega Veneta Limited Edition, auf liebevolle Weise handgefertigt, trug die Spur ihres Machers, wie wenn sie ihrer Besitzerin zuzuflüstern schien: »Ich bin so viel mehr als nur eine aus der Limited Edition. Ich bin ganz und gar einmalig.« Versonnen ließ Julia ihre Hand einen Moment lang auf dem Leder ruhen. Schließlich öffnete sie die Tasche und begann darin zu wühlen.

Zwischenzeitlich war es Onkel Quinn zu ihrer Rechten gelungen, den Steward herbeizuwinken.

»Einen Cognac, bitte, ohne Eis.«

Der hübsche junge Mann mit dem fast orangefarbenen Sonnenteint lächelte milde.

»Sir, in einer Minute komme ich mit dem Getränkewagen ...«

»Entschuldigen Sie bitte«, Onkel Quinns Stimme klang zuckersüß, »aber ich kann mich nicht erinnern, nach dem Getränkewagen gefragt zu haben. Nur einen Cognac, wenn Sie so reizend wären.«

Neben ihm war Julia plötzlich zur Salzsäule erstarrt. Irgendetwas war hier furchtbar, furchtbar schiefgelaufen. Sie fühlte Übelkeit in sich aufsteigen, spürte, wie ihre Hände zitterten.

»O ... Onkel Quinn?«

»Sir«, warf der Flugbegleiter ein, »wir werden gleich sämtliche Passagiere mit Getränken versorgen, wenn Sie nur einen Moment ... Oh, ist die von Prada?«

Er hatte Onkel Quinns Herrentasche erspäht und starrte sie mit begehrlischem Blick und weit geöffnetem Mund an.

»Oh, das alte Ding?« Onkel Quinn hielt die Tasche in die Höhe, so dass der Steward einen genaueren Blick darauf werfen konnte.

»Onkel Quinn!« Julias rechte Hand hatte sich um den Unterarm ihres Onkels gekrallt.

»Einen Moment, Schätzchen!« Quinn zwinkerte ihr zu und wandte sich dann wieder an den Steward. »Ja, ich weiß, sie ist aus der älteren, klassischen Linie ...«

»Aber mit Sicherheit weitaus mehr en vogue als die neueren Modelle, finden Sie nicht auch?« Die orangefarbene Nase des Stewards kräuselte sich angeekelt. »Mit all diesem unnötigen Chichi!«

Quinn lehnte sich verschwörerisch vor und löste so ein wenig seinen Unterarm aus Julias krampfhaftem Griff. »Ich habe einen guten Freund, der Ihnen vielleicht eines dieser Schmuckstücke besorgen kann. Aus liebevollem Vorbesitz, versteht sich.«

»Wirklich?« Die Augen des Stewards leuchteten auf. »Dann sollte ich Ihnen wohl schnell Ihren Brandy bringen, nicht wahr, Sir?«

»Cognac, Herzchen, ich hatte Cognac gesagt. Ein Unterschied wie Prada und Pimkie.«

Der Steward warf Quinn eine angedeutete Kusshand zu und schwebte mit seinem Auftrag von dannen.

»Ich habe die falsche Tasche erwischt«, flüsterte Julia.

»Wie bitte?« Quinn runzelte die Stirn und wandte sich nun endlich mit voller Aufmerksamkeit seiner Nichte zu.

»Die Tasche!« Julia hielt sie mit zitternden Händen hoch. »Das hier ist nicht meine! Nichts von meinen Sachen ist darin!«

»Schätzchen, bitte sag mir, dass du zu scherzen beliebst!«

»Nein, ich liebe vielmehr gerade auszuflippen! Schau selbst!« Julia riss die Tasche auf und warf sie ihrem Onkel in den Schoß. »Siehst du? Nichts davon gehört mir! Das Handy einer anderen, der Kalender einer anderen, der Lippenstift einer anderen!«

»Wie um alles ...«

»Die Gepäckdurchleuchtung!«, jammerte Julia. »Zu keinem anderen Zeitpunkt habe ich die Tasche losgelassen. Weißt du nicht mehr, ich musste mich von dieser Frau an der Schranke betatschen lassen! Und dann habe ich offenbar einfach versehentlich die Tasche einer anderen an mich genommen!« Julia sank mutlos in sich zusammen. Sie spürte, wie ihr die Tränen in die Augen schossen. Das KONNTE einfach nicht passiert sein!

»Sieh mal, Schätzchen«, versuchte Quinn sie nun zu beruhigen. »Was auch immer vorgefallen sein mag, die Wahrscheinlichkeit einer Verwechslung erscheint mir doch sehr gering. Denk doch noch mal nach. Wie hoch stehen die Chancen, dass deine Tasche, die, wie ich mich zu erinnern glaube, brandneu ist ...«

Julia nickte.

»... und ein limitiertes Luxusmodell ...«

Sie nickte wieder.

»... und bei einer Kundendatei, die exklusiver ist als eine Gästeliste für Michael Jacksons Pyjamapartys ...«

»Na ja, außer man arbeitet in der Branche wie Lorenzo ...«, warf Julia ein.

»Wie hoch, meinst du, stehen jedenfalls die Chancen, dass deine Tasche ausgerechnet bei der Gepäckdurchleuchtung am Flughafen Charles de Gaulle auf ihren eineiigen Zwilling trifft? Hm?«

Julia atmete tief ein und versuchte mit aller Kraft, ihre aufsteigende Panik im Zaum zu halten. »Ich weiß, dass das unrealistisch ist! Aber genau das ist passiert!«

»Nein, nein, nein! Sieh noch mal nach, Schätzchen. Wahrscheinlich warst du im Geiste schon irgendwo in den Flitterwochen, weshalb du die merkwürdigsten Dinge eingepackt hast, ehe du deine Wohnung in Paris verlassen hast!«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, Onkel Quinn. Sieh selbst.«

Vorsichtig und mit zitternden Händen nahm sie die Tasche wieder an sich und begann, ihr den Inhalt zu entnehmen. Zuerst ein Tagebuch. Ein in wunderschön verarbeitetes, mattes marokkanisches Leder gebundenes Heft mit bunten Wasserzeichen auf den Seiten, das, wenn man die abgenutzten Ränder betrachtete, offenbar von seiner Besitzerin recht häufig zur Hand genommen wurde. Es war mithilfe eines dünnen Schnürriemens zusammengebunden wie ein Paket. Julia reichte es Quinn und sie sah, dass es ihm nun endlich auch die Sprache verschlug.

»Das gehört nicht mir«, sagte sie leise.

Dann zog sie einen kleinen Stoß bedruckter Seiten hervor, den sie direkt an ihren Onkel weiterreichte.

»Auch nicht meine.«

Als Nächstes kam ein Smartphoneum Vorschein.

»Negativ.«

Dann ein schmaler Lippenstift von Lancôme, den Julia öffnete, auch wenn sie nicht recht wusste, warum. Ein tiefes Purpurrot leuchtete ihr entgegen. Bekümmert drehte sie den Stift zurück in seine Hülle und setzte die Kappe darauf.

»Nicht meine Farbe. Und das Schlimmste ist ...«, sie sah ihren Onkel traurig an.

»Ja, Schätzchen?«

»Die Trauringe«, flüsterte sie. »Sie sind in meiner Tasche.«

»Voilà, Ihr Cognac.« Der Steward war zurück zu Quinns Platz geschwebt, klappte nun den Tisch herunter, legte eine Papierserviette darauf und stellte einen schweren kristallinen Cognacschwenker mit einem sehr großzügigen Schluck goldbrauner Flüssigkeit darauf ab.

Quinn sah zu ihm auf und schenkte ihm ein schwaches Lächeln. »Bitte noch einen, wenn Sie so ausgesprochen reizend sein würden!«

Kapitel 2

Trotz der überwältigenden Panik, die sich in Julia nun ungehindert breitmachte, schaffte sie es auf wundersame Weise, in ihrem Hirn einige Synapsen freizuhalten, um zu registrieren, dass sich dieses Kuckucksei doch ein ganz klein wenig anders anfühlte, obgleich es sich um das gleiche Modell wie ihre eigene Tasche handelte. Es war zwar ganz eindeutig eine hundertprozentig echte Bottega Veneta aus der Limited Edition, doch es war nicht ihre. Weil jede einzelne ein Unikat und damit unverwechselbar war.

»Wie kann es denn sein, dass mir das nicht gleich aufgefallen ist?«, jammerte sie und sah hilfeschend zu ihrem Onkel, der ebenso ohnmächtig dreinblickte wie sie selbst.

»Schätzchen, gib dir nicht die Schuld«, versuchte er sie zu beruhigen. »Ich kann immer noch nicht glauben, dass etwas von so geringer Wahrscheinlichkeit wirklich passiert sein soll. Die Chancen standen doch eins zu einer Million! Du solltest Lotto spielen diese Woche. Das Glück des Außenseiters scheint dir hold zu sein.«

»Sehr beruhigend, vielen Dank auch«, gab Julia patzig zurück. »Oh Gott, ich halte das einfach nicht aus! Unsere Trauringe! Lorenzo und ich haben sie extra bei Sheila Fleet Jewellery in Orkney Islands bestellt. Sheila ist eine alte Schulfreundin von Dad ...«

»Die Glückliche«, schnaubte Quinn. Argyle Douglas, Julias Vater, war, um es milde auszudrücken, eher traditionell eingestellt und hatte sich nie recht mit seinem Schwager arrangieren können. »Vielleicht kann sie einfach zwei neue anfertigen ...«

Quinn hielt mitten im Satz inne, als er das versteinerte Gesicht seiner Nichte sah.

»Einige Dinge wollte ich eigentlich nur einmal im Leben im Original besitzen«, Julias Ton klang nun eine Spur schnippisch. »Einen Ehemann, ein vollständiges Gebiss, eine Fendi Spy Bag. UND EINEN EHERING!«

In diesem Moment tauchte der orangefarbene Steward mit zwei frischen Gläsern Cognac auf. Vorsichtig stellte er sie vor Quinn und Julia ab, berührte Quinn dabei ganz leicht an der Schulter, griff dann nach

dem leeren Glas und verschwand wortlos wieder.

»Komm, lass mich noch mal sehen!«, sagte Quinn sanft, nahm Julia die Tasche ab und begann, darin zu wühlen. »Schauen wir doch mal, ob wir herausfinden können, wem dieses Baby gehört. Hast du schon im Innenfach ... Aha!«

Er zog eine Kreditkarte heraus und hielt sie triumphierend hoch. »Et voilà!«

»Eleonore Deschanel«, las Julia laut. Sie musste die Augen ein bisschen zusammenknäuen, um die abgegriffene Schrift auf der Karte entziffern zu können. »Na klar, eine Französin. Ich google sie sofort, wenn ich nach Hause komme.«

»Deschanel? Deschanel, Deschanel, den Namen habe ich schon einmal gehört ...« Geräuschlos schnippte Quinn mit den Fingern, als könne er sich so besser erinnern.

Julia hingegen traf in der Zwischenzeit eine Entscheidung. Schweigend löste sie den Riemen um das Tagebuch und schlug die erste Seite auf. Gleichzeitig versuchte sie, das unguete Gefühl, eines der ungeschriebenen Gesetze des Lebens zu brechen, hinunterzuschlucken; man las einfach nie und unter keinen Umständen die Privataufzeichnungen einer anderen Person. Ihre Eltern hatten Julia und ihre Geschwister in dieser Hinsicht mustergültig erzogen – private Post blieb privat, ebenso wie persönliche E-Mails, vertrauliche Gespräche und – na ja, ein Tagebuch sowieso. Das ledergebundene Tagebuch eines fremden Menschen zu öffnen kam also gewissermaßen öffentlicher Leichenfledderei gleich. So etwas machte man einfach nicht!

Julia erblickte einige Listen mit Zahlen, weiter nichts. Sie seufzte, schlug das wieder Buch zu und versuchte, den Schuhriemen so gut wie möglich wieder zuzuschnüren. Sobald sie daheim in Freaan Hall angekommen war, würde sie die Eigentümerin der Tasche via Internet ganz schnell ausfindig machen.

»Ich hab's!«, rief Onkel Quinn plötzlich aus. »Deschanel, eine alteingesessene Winzerfamilie aus dem Département Var. Um genau zu sein, gehört ihnen sogar die halbe Region dort unten an der Mittelmeerküste. Ja, das ist es! Gerade erst gestern habe ich einen Bericht über sie in Le Monde gelesen. Hat der alte Patriarch nicht kürzlich den

Löffel abgeben?«

Julia zuckte desinteressiert mit den Schultern. »Keine Ahnung.«

»Nein, ich bin ganz sicher! Die Beerdigung findet am Samstag statt, am gleichen Tag wie diese andere kleine Veranstaltung, dessen Anlass mir gerade entfallen ist ...«

Julia knuffte ihn in die Seite, sie war zu niedergeschlagen, um zu lächeln. Seufzend nahm sie das Tagebuch und den Papierstoß wieder auf. Doch als sie erkannte, worum es sich bei dem unordentlichen Bündel Blätter handelte, hielt sie mit einem Mal inne. Sie hatte diese Art Dokumente schon einmal gesehen, auf dem Schreibtisch ihres Vaters, und an der Walzung und der Beschaffenheit des edlen Papiers war unschwer zu erkennen, dass es sich um Originale handeln musste.

»Wie auch immer«, fuhr ihr Onkel fort. »Es wird sicher eine riesige Beerdigung, vermutlich auf dem Familienfriedhof von Château Deschanel, ganz in der Nähe von Nizza, glaube ich ...« Er schien erschöpft. »Vielleicht sind es ja auch gar nicht die Deschanels, die wir suchen.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher«, stieß Julia plötzlich hervor, setzte sich auf und starrte auf die Papiere in ihrer Hand. Letzter Wille und Testament stand darauf ... Vorsichtig hob sie die untere Ecke des Deckblattes an, und da war sie – eine Originalunterschrift in blauer Tinte: Jaques Deschanel. Außerdem befanden sich die Unterschriften mehrerer Zeugen und einige weitere handschriftliche Zusätze auf dem Dokument, die Julia als eine Art Nachtrag ausmachte.

»Es sind genau diese Deschanels«, sagte sie mit zitternder Stimme. »Onkel Quinn, das hier ist das Testament des Alten – das Original!«

Ganz vorsichtig, als sei es aus Kristall, nahm Onkel Quinn Julia das Dokument ab und drehte und wendete es in seinen Händen hin und her. Ganz offensichtlich dachte er angestrengt nach. Schließlich drehte er seinen Körper und wandte sich seiner Nichte zu. »Dann, meine Liebe, sieht es wohl so aus, als hätten wir das, was man im Allgemeinen Ein Problem nennt.«

Eine ganze Weile saßen sie nur schweigend da und schwenkten ihren Cognac in den Gläsern. Schließlich ergriff Julia das Wort.

»Onkel Quinn, ich glaube, die Trauringe sind auf dem Weg nach

Nizza.«

»Ich denke, du hast Recht, Schätzchen!«

»Und ich glaube, die Deschanel werden den letzten Willen des alten Jaques pünktlich zur Beerdigung am Samstag zurückhaben wollen.«

»Meinst du wirklich?« Doch ganz offensichtlich dachte Onkel Quinn dasselbe wie sie. »Lass uns einen Blick hineinwerfen und sehen, ob es irgendwelche Dringlichkeitsklauseln gibt. Und dann entscheiden wir, was zu tun ist.«

»Onkel Quinn!« Julia war außer sich. »Das steht uns nun wirklich nicht zu!«

»Manchmal vergesse ich einfach, dass du die Tochter meiner Schwester bist!«, sagte Quinn resignierend. »Gut, lesen wir den Wisch eben nicht.«

»Genau, wir tun es nicht! Aber was bleiben uns noch für Möglichkeiten?« Julia schienen die Ideen ausgegangen zu sein.

»Ist doch ganz klar, Schätzchen. Wir fragen am Flughafen in Paris nach, ob eine Tasche im Fundbüro abgegeben worden ist, und wenn nicht ... fahren wir nach Nizza!«

»Lorenzo?« Julia stand am Flughafen von Edinburgh und bellte in das Handy ihres Onkels. »Lorenzo, bist du da?«

Sie wusste, er müsste eigentlich noch in seinem Büro von PPR sein. Doch der vertraute Piepton nach Lorenzos Mailboxansage erklang laut und schrill, so dass Julia fluchend den Hörer von ihrem Ohr weghielt.

»Renzo, wo bist du? Oh, Liebling, ich muss dringend mit dir sprechen. Es ist etwas passiert. Du musst deine Kontakte spielen lassen und eine Frau namens Eleonore Deschanel ausfindig machen, okay? E-leo-nore De-schanel. Sie müsste in der Kundendatei von Bottega Veneta stehen, für die gleiche Tasche, die du mir vor zwei Wochen geschenkt hast. Und die ich immer noch abgöttisch liebe! Wie auch immer, ich weiß, das macht jetzt alles gar keinen Sinn, ich erklär dir alles, sobald wir uns sehen, mein Schatz, aber bitte, bitte finde Eleonore Deschanel und ruf mich ... Oh!« Mit einem Mal fiel ihr ein, dass sie ihr Handy ja gar nicht mehr hatte. »Äh, ruf mich nicht auf meinem Handy an, es funktioniert im Moment irgendwie nicht, melde dich auf Onkel Quinns

Handy, okay? Ich kann dir das alles erklären! Ich bin jetzt weg, ich liebe dich! Du fehlst mir, ich kann's gar nicht erwarten, dich zu sehen! Küsschen, ciao!«

»Also wirklich, Schätzchen, du klingst einfach nicht wie du selbst, wenn du mit diesem Mann sprichst. Oh, schau mal, da ist Frances!«

Frances Douglas winkte diskret und hatte so über die Köpfe der anderen Wartenden hinweg die Aufmerksamkeit von Quinn und Julia erregt. Julia stürzte sich durch die Menge und geradewegs in die Arme ihrer Mutter.

»Mum! Mum, es ist so schön, dich zu sehen!«

»Franny!«, säuselte Quinn, ehe er seine Schwester umarmte. »Dein kleines Mädchen macht mal wieder nichts als Scherereien!«

Frances Douglas ließ sich umgehend jedes Detail der misslichen Lage genau berichten. Informationssplinter sinnvoll aneinanderzureihen, war ihre Spezialität. Vermutlich war sie deshalb eine so erfolgreiche Anwältin.

»Nun«, seufzte sie, nachdem ihre Tochter und ihr Bruder mit ihren Erklärungen am Ende waren. »Warum fahrt ihr zwei Hübschen nicht rasch nach Nizza und nehmt einen waghalsigen Gefangenenaustausch vor?«

»Mum!«, rief Julia aus. Die Ruhe ihrer Mutter brachte sie zur Weißglut. »Ich bin zu Hause! Zu Hause, um zu heiraten! Und zwar in vier Tagen. Ich bin hier, um dir bei den letzten Vorbereitungen zu helfen, und du willst, dass ich mich direkt auf dem Absatz wieder umdrehe? Wir sind keine zwanzig Meilen von Freaan Hall entfernt, und ich habe noch nicht mal das Festzelt gesehen! Du solltest mich umarmen und mich zurück in den Schoß der Familie bringen ...«

»Der Schoß der Familie kann uns jetzt mal kreuzweise!«, warf Onkel Quinn trotzig ein. »Das wäre also entschieden.« Er lehnte sich vor und küsste seine Schwester. »Franny, Schätzchen, Leute wie wir sterben einfach aus, stimmt's?«

»Entschuldigt mal bitte!«, Julia wurde langsam ungeduldig. »Wer von uns ist denn bitte die bezaubernde Braut in spe, die ungefähr noch eine Zillion Dinge zu tun hat, und die sie nun hintanstellen muss? Hm?«

Quinn und Frances sahen sich an und lächelten. Plötzlich sahen sie sich erstaunlich ähnlich.

»Liebling«, sagte Frances Douglas und streichelte ihrer Tochter sanft über die Wange. »Fahr nach Nizza und hol deine Trauringe. Bring den armen Deschanel das Testament von ihrem Daddy zurück, so dass sie es pünktlich zur Beerdigung in Händen halten. So schlägst du gleich zwei Fliegen mit einer Klappe, mein braves Mädchen!«

Julia brach in Tränen aus. Es sah ihrer Mutter ähnlich, dass sie immer genau das Richtige aussprach. Die zwei Frauen umarmten sich fest, und selbst Quinn bekam feuchte Augen.

»Ich lasse euch zwei Hübschen mal allein«, murmelte er. »Ich muss mich irgendwie an Hunnenkönig Attila dort drüben vorbeistehlen, um uns den nächsten Anschlussflug nach London zu sichern.« Er warf seiner Schwester eine Kusshand zu und entschwand in Richtung Ticketschalter.

»Mum«, schluchzte Julia und löste sich aus der Umarmung ihrer Mutter.

»Ja, Liebling?« Frances Douglas reichte ihrer Tochter ein Taschentuch.

»Die Hochzeitsmandeln ...«

»Was ist mit den Hochzeitsmandeln?«

»Ich muss doch noch den Musselin-Stoff zuschneiden und die Bänder abmessen, um die Säckchen zusammenzubinden ... Und brauchen wir nicht immer noch zwei Silbertablets, um die Mandeln draufzulegen?«

Frances setzte einen schockierten Gesichtsausdruck auf. »Oh mein Gott, Liebling, du hast Recht! Lass uns die Hochzeit absagen und uns erschießen.«

»Du hast alles schon fertiggemacht, stimmt's?«

»Ja, gestern Abend.«

Sie wurden unterbrochen von einem spitzen Schrei am anderen Ende der Flughafenhalle. Es war Quinn, der furchtbar aufgebracht schien und auf sie zuraste.

»Schätzchen, nimm deine reizenden Füße in die Hand! Wenn wir das Flugzeug, das da draußen schon die Motoren warmlaufen lässt, noch erwischen, bekommen wir den Anschluss nach Nizza dreißig Minuten nach der Landung! Lauf, schnell!«

»Mum ...« Julia wandte sich noch einmal ihrer Mutter zu, Tränen

liefen ihr die Wangen hinunter.

Ihre Mutter lächelte sie an, doch auch sie hatte feuchte Augen. »Nun geh schon, Julia. Ich warte genau wieder hier, wenn du zurückkommst. Und dass du dir ja um nichts Sorgen machst, hörst du!«

Julia rannte so schnell sie konnte zum Abflug-Gate, wo ihr Onkel in ein Gespräch mit dem orangefarbenen Steward vertieft war, der bereits auf dem Flug nach Edinburgh so nett zu ihnen gewesen war.

»Und vergessen Sie es nicht«, sagte der Steward soeben. »Sie haben ja meine Nummer.«

»Die habe ich. Und ich werde nicht zögern, sie auch zu wählen. Es sollte nicht länger als ein, zwei Wochen dauern.«

»Was ist los?«, fragte Julia verständnislos, während ihr Onkel ihren Unterarm griff und sie in Richtung Gate zerrte.

»Oh, der wunderbare Kevin hier hat seine Beziehungen spielen lassen, um uns noch zwei Plätze in dem Flieger nach London zu sichern. Als Dank sozusagen, weil ich ihm eine Prada-Tasche besorgen werde.«

Julia lachte. »Onkel Quinn, du bist einfach unmöglich!«

»Und denken Sie dran«, Kevins Stimme hallte ihnen noch eine Weile nach, »schwarz wäre mir am liebsten, aber dunkelgrau ist fast ebenso gut. Nur bitte keine beige. Beige kann ich nicht ausstehen ...«

Der Flug nach London war bis auf den letzten Platz ausgebucht. Julia fand sich eingeklemmt zwischen ihrem Onkel – der obwohl sicher nicht fett, dennoch durchaus breit gebaut war –, und einem Geschäftsmann im Anzug, der gleich nach dem Take-off sein Laptop herauszog, auf dem Klapp Tisch abstellte und sehr geräuschvoll zu tippen begann.

In Julias Kopf hämmerte und pochte es. Die Anstrengung durch den Stress, die Tränen, die Flüge und nicht zuletzt der ungewohnte Konsum von Cognac ließen ihren Kopf an die Schulter ihres Onkels sacken und innerhalb weniger Minuten war sie eingeschlafen.

Die Ankündigung des Piloten, dass der Anflug auf London Heathrow soeben begonnen habe, weckte Julia auf, und sie musste zweimal hinschauen, ehe sie erkannte, womit sich ihr Onkel auf dem Sitz neben ihr beschäftigte. Während sie tief und fest geschlafen hatte, hatte Quinn Eleonore Deschanel's Tagebuch aus der Tasche gefischt und darin zu

lesen begonnen.

»Was um Himmels willen tust du da?« Julia war außer sich vor Zorn.

»Ach Schätzchen, du hörst dich genauso an wie deine Mutter! Und wie deine Großmutter, wenn ich es mir genau überlege.«

»Onkel Quinn!«, fauchte sie ihn an. »Gib das her! Du kannst nicht einfach das Tagebuch einer vollkommen fremden Frau lesen!«

»Schau, Liebes, ich weiß, ich sollte das nicht tun, aber es geht hier um mehr als um gutes Benehmen, meinst du nicht? Ich meine, immerhin fliegen wir den ganzen Weg nach Nizza, um dieser Madame Deschanel ihre Habseligkeiten zurückzugeben, oder?«

»Stimmt«, sagte Julia. »Aber es gibt zwei, nein, drei gute Argumente, warum deine Entschuldigung nichts taugt. Zum einen wissen wir ja, wem die Tasche gehört, weshalb es nicht nötig ist, darin zu schnüffeln.« Sie schlug mit der flachen Hand auf das Tagebuch. »Zweitens fahren wir nicht einfach nach Südfrankreich, weil wir so unendlich gute Menschen sind. Wir wollen meine Ringe zurückholen! Und drittens ...«

»Oh, die Juristerei hat einen leuchtenden Stern verloren, als sie dich aus ihren Fängen ließ, Julia Douglas!«

»Und drittens geht es uns einfach nichts an. Ende der Debatte. Entschuldige, Onkel Quinn, ich bin gerade ein bisschen ... dünnhäutig.« Julia verschränkte die Arme vor der Brust und setzte eine beängstigend harte Miene auf. Instinktiv zuckte der Geschäftsmann neben ihr zusammen und rückte ein wenig von ihr ab.

»Ist mir noch gar nicht aufgefallen«, sagte Onkel Quinn und seufzte. »Es ist ja nicht so, als hätte ich das Testament gelesen. Nenn mich Miss Marple, wenn du willst, aber ich habe das Tagebuch nur durchgeblättert, um nach Hinweisen zu suchen. Ich wollte es ja nicht im Internet veröffentlichen oder so etwas.«

Schließlich musste Julia schmunzeln. »Ich weiß. Es tut mir leid. Und es ist wirklich wahnsinnig lieb von dir, mich zu begleiten.«

»Ich, dich begleiten? Wessen Idee war denn das bitte, s'il vous plaît?«

»Wenn wir alles hinter uns haben, werde ich dir gebührend Dank zollen und am Samstag bekommst du ein extra Stück Hochzeitstorte.« Sie küsste ihn auf die Wange.

»Julia?«

»Ja, Onkel Marple?«

»Bist du denn kein klitzekleines bisschen neugierig, was ich in dem Tagebuch gefunden habe?«

»Nein!«, gab sie entschieden zurück.

»Weil wenn du hoffst, Schätzchen, deine Ringe zurückzubekommen ...«

»Hoffst?«, wiederholte sie ungläubig. »Was meinst du damit? Natürlich werde ich meine Ringe zurückbekommen!«

Sie sah ihn durchdringend an. Er schlug die Augenlider nieder und wartete darauf, dass sie ihn fragte. Julia zögerte nun nicht länger.

»Was ist los?«, fragte sie, ihre Stimme war plötzlich ganz leise. »Was steht in dem Tagebuch, Onkel Quinn?«

Seine Antwort kam wie aus der Pistole geschossen, und Julia war zu geschockt, um ihm Einhalt zu gebieten.

»Die Namen von Casinos überall in Frankreich, Monte Carlo und Spanien. Unmengen an Codes, Initialen und Abkürzungen, die vermutlich Spielstrategien bezeichnen, Passwörter für Onlinewettbüros, ausstehende Schulden, Listen von Casinos, die Kredite gewähren, und welche, die es nicht tun. Und viele sind schon rot durchgestrichen, weil die gute Eleonore dort vermutlich bereits Hausverbot hat. Julia, Schätzchen, ich befürchte, unsere gesuchte Person ist spielsüchtig. Und damit nicht genug: Sie ist spielsüchtig und in einer ziemlich ausweglosen Situation.«

Kapitel 3

Am Flughafen von Nizza herrschte Rushhour. Unmengen von Reisenden wuselten durch die Abfertigungshalle wie eine Schar emsiger Ameisen, jeder von ihnen einzig auf sein Reiseziel konzentriert, während draußen die Nachmittagssonne herunterbrannte. Gepäckwagen beladen mit schweren Koffern wurden in sämtliche Richtungen geschoben, und die allseits präsente Lautsprecherstimme kündigte verspätete Flüge an, rief einzelne Fluggäste zu den Gates und warnte vor der großen Gefahr, Gepäckstücke unbeaufsichtigt zu lassen.

Für die junge Frau, die auf dem Boden der Flughafenhalle hockte, kam diese Warnung ein bisschen zu spät. Sie hatte vor sich den Inhalt der Handtasche einer anderen Frau ausgebreitet.

Eleonore Deschanel, in diesem Moment weiß wie die Wand, konnte einfach nicht glauben, dass ihr das wirklich passiert sein sollte. Wellen von Zorn stiegen in ihr auf, während sie jeden einzelnen Gegenstand in den Händen hin- und herdrehte. Ihre Mundwinkel hingen nach unten, ihr Kopf wiegte von einer zur anderen Seite, nur der Vorhang glänzenden kastanienbraunen Haares verbarg das wahre Ausmaß ihrer Verzweiflung.

»Nein«, flüsterte sie. »Nicht jetzt!«

Ein Schminktäschchen. Ein Handy ohne Guthaben. Ein Schlüsselbund. Ein Taschenspiegel mit Perlmutterücken. Eine Sonnenbrille von Chanel in einem schmalen, samtenen Etui. Ein gestärktes weißes Leinentaschentuch, dessen Rand mit dem Muster eines Erikazweiges bestickt war. Keine Brieftasche, keine Möglichkeit, die Besitzerin zu identifizieren. Wem auch immer diese ... diese Doppelgängerin ihrer Bottega Veneta gehörte, sie musste ihre Ausweispapiere in der Hand gehalten haben, als sie die Sicherheitskontrolle am Charles de Gaulle-Flughafen passiert hatte.

»Nur in Paris kann so etwas geschehen«, zischte sie.

Sie fühlte, wie ihr die Tränen in die Augen schossen. Krampfhaft umschloss sie das Taschentuch der Fremden mit ihrer Hand. Sie hatte noch nicht geweint, seit sie die Nachricht bekommen hatte. Ihr Vater war verstorben, aber sie hatte noch nicht geweint.

Konnte man sich mit dreißig wie eine Vollwaise fühlen? Eleonore wischte sich die Tränen aus den Augen und begann mit gewaltiger Kraftanstrengung, den ausgebreiteten Inhalt wieder in die fremde Tasche einzupacken. Als das angenehm betäubte Gefühl, über Autopilot gesteuert zu werden, sich einstellte, wurde ihr klar: Oh ja, das konnte man durchaus.

»Eleonore!«

Eine bekannte, männliche Stimme holte sie mit einem Schlag aus ihren Gedanken, sie sprang auf und strich sich den Staub von Stiefeln und Jeans. Das starke Sonnenlicht blendete sie, und sie musste die Augen zusammenkneifen, um die einst so vertrauten Gesichtszüge des attraktiven Mannes auszumachen, der nun vor ihr stand.

»Simon«, sagte sie und war selbst überrascht, wie leblos und leer ihre Stimme klang.

Der Mann trat einen Schritt vor und gab ihr je einen Kuss auf beide Wangen.

»Das mit deinem Vater tut mir sehr leid ...«, begann er und schaute ihr dabei tief in die Augen.

Eleonore wich seinem Blick aus.

»Er war ein großartiger Mann, ein guter Freund für meinen Vater und ein wunderbarer Arbeitgeber. Wir werden ihn sehr vermissen.«

Eleonores Blick folgte einem Schmetterling, der in der Halle ausgerechnet auf einem der Ausgang-Schilder ein Plätzchen zum Landen suchte.

»Danke«, sagte sie und schien mehr auf den Schmetterling konzentriert als auf ihr Gegenüber.

Hatte er seine Rede zunächst noch eifrig begonnen, so wirkte Simon nun ein wenig betreten. »Äh, hast du noch mehr Gepäck?«

»Wie bitte?« Eleonore runzelte die Stirn. »Oh, nein. Das ist alles.« Mit dem Kopf wies sie auf den kleinen schwarzen Trolley neben sich.

Simon griff nach dem Koffer, und sie liefen schweigend nebeneinander her in Richtung Parkplatz, wo der alte Familienmercedes im kühlen Schatten einer Mauer stand.

Eleonore wollte einfach nur in aller Stille im Auto sitzen und sich ihrer Trauer und ihrem Selbstmitleid hingeben. Doch Simon hatte scheinbar

andere Vorstellungen von der gemeinsamen Fahrt.

»Du siehst gut aus«, sagte er und sah sie von der Seite an. Ruhig lenkte er den Oldtimer auf die Autobahn, die sie zum Château Deschanel führen würde.

»Ich sehe grauenhaft aus«, erwiderte sie und starrte aus dem Fenster. Sie hatte keinesfalls untertrieben. Schon lange vor dem Tod ihres Vaters hatten sich tiefdunkle Ringe unter ihren Augen abgezeichnet, und sie hatte den leisen Verdacht, dass die Furchen auf ihrer Stirn zu Anfang des Jahres noch nicht da gewesen waren. Doch auch das war ihr im Moment egal.

Simon atmete hörbar aus. »Nein, tust du nicht. Aber du bist sicher erschöpft ...«

»Ja, Simon, das bin ich«, antwortete sie, sehr viel schnippischer, als sie es beabsichtigt hatte. Warum konnte er ihre Hinweise nicht einfach verstehen und schlicht und ergreifend seiner Aufgabe nachgehen? Immerhin war das Fahren sein Job. Und zuvor war es der Job seines Vaters gewesen.

Die altbekannte goldene Landschaft mit ihren versengten Feldern zog an ihnen vorüber und eine Weile fuhren sie schweigend weiter. Wie um alles in der Welt sollte sie ihrem Bruder Luc klarmachen, dass sie es fertiggebracht hatte, das Testament ihres Vaters zu verlieren? Er hatte sie um eine lausige Kleinigkeit gebeten, die sie in Paris erledigen sollte, ehe sie zur Beerdigung zurück zum Château kam – sie hatte nur das Testament bei dem Pariser Familienanwalt abholen sollen. Und wie immer hatte sie es geschafft, auch diese Aufgabe in den Sand zu setzen.

Bei dem Gedanken an ihre Heimkehr nach Château Deschanel zog sich ihr Magen zusammen. Es war einfach zu schrecklich – die Vorstellung, die Auffahrt zum Schloss hochzufahren, ihren Bruder, der bis zum Schluss am Sterbebett ihres Vaters gesessen und anschließend alle nötigen Vorkehrungen getroffen hatte, zu umarmen, ihn, der sich schon immer um alles gekümmert hatte. Es tat einfach zu weh.

Eleonore warf Simon verstohlen einen Blick von der Seite zu. Sie waren zusammen aufgewachsen, und soweit sie wusste, war Simon auch heute noch Lucs bester Freund. Einen Moment lang überlegte sie, ob sie ihren unfassbaren Fauxpas beichten sollte.

Sie holte tief Luft und sah ihn an, als auch er ansetzte, etwas zu sagen.

»Ich hoffe ...«, begann er.

»Simon, ich ...«, sagte sie just im selben Moment, ehe sie beide wieder innehielten. Beschämt drehte Eleonore sich zur Seite.

»Was wolltest du sagen?«, fragte er zögernd.

»Nichts. Gar nichts«, antwortete sie so unbeteiligt wie möglich.

Sie spürte Erleichterung, dass sie Simon nichts von ihrem Missgeschick erzählt hatte. Es wäre der falsche Weg gewesen, mit dem Problem umzugehen. Aber wie zum Teufel sollte sie es anpacken?

»Ich wollte dir nur sagen«, fuhr Simon fort, »wenn du irgendetwas brauchst, egal was, bitte zögere nicht, mich zu fragen, okay?«

»Danke schön«, antwortete sie und lächelte schwach.

»Es tut mir immer noch so leid, dass ich vor zwei Jahren nicht zur Beerdigung deiner Mutter kommen konnte, Eleonore ...«

»Schon gut!« Sie wollte einfach nur, dass er den Mund hielt.

Immerhin waren sie ja keine engen Freunde. Zumindest nicht mehr so wie damals, als sie Kinder waren. Das schien ein völlig anderes Leben gewesen zu sein.

»Ich war damals auf Geschäftsreise, und ich bekam die Nachricht erst, als ich auf dem Weingut in Neuseeland angekommen war.«

»Ist schon in Ordnung, wirklich!« Eleonore hörte ihm kaum zu. Ein plötzlicher Geistesblitz hob ihre Laune mit einem Mal, und ihre Augen glitzerten freudig.

»Die Zeit war einfach zu knapp, einen Rückflug zu buchen. Hast du die Blumen bekommen, die ich geschickt habe? Und den Brief?«

»Welchen Brief? Nein, ich glaube nicht ... Oder doch! Warte, ja natürlich, vielen Dank, Simon. Das war sehr nett.« Eleonore hatte keinen Schimmer, wovon er sprach ... Obwohl, ja, da war ein Brief gewesen ... Ach, wie auch immer. Das war jetzt völlig unwichtig. Ja, sie würde es tun! Sie wandte sich erneut Simon zu und fragte mit weicher, zugleich jedoch entschlossener Stimme: »Simon, würdest du mich bitte zu dem Appartement in Nizza bringen?«

»Wie bitte?«

»Ich sagte, würdest du mich bitte zu dem Appartement in Nizza bringen? Jetzt gleich?«

Simon sah verwirrt aus. »Musst du dort etwas abholen?«

»Nein«, entgegnete sie kühl. »Du musst mich nur dort absetzen.«

»Aber Luc wartet doch im Château auf dich!«

Eleonores Herz raste. »Das geht schon in Ordnung. Würdest du einfach tun, worum ich dich bitte?«

Nach einiger Zeit betätigte Simon resigniert den Blinker und steuerte den Wagen zurück auf die Autobahn in Richtung Innenstadt. Eleonore fühlte Triumph und Aufregung in sich aufsteigen, und sie musste sich anstrengen, ihre emotionslose Fassade zu bewahren. Sie versuchte, ihre verkrampften Schultern zu entspannen und tief zu atmen, dabei fuhr sie mit den Fingern über die weiche Ledertasche in ihrem Schoß – die Berührung gab ihr ein Gefühl von Ruhe.

Eleonore war entschlossen, sich ihren Zustand Simon gegenüber nicht anmerken zu lassen, bis sie wieder vollständig die Kontrolle über sich gewonnen hatte. Möglichst beiläufig öffnete sie die Tasche und begutachtete einmal mehr den Inhalt. Doch die Gegenstände waren nach wie vor dieselben fremden – die Sonnenbrille, der kleine Taschenspiegel ... Doch dann fiel ihr ein, dass sie noch nicht in dem kleinen Innenfach nachgesehen hatte. Als sie es vorsichtig befühlte, konnte sie darin ganz klar etwas ausmachen.

Es war aufregend, in der Handtasche einer unbekanntenen Frau zu stöbern, wenn der Sitznachbar nicht die leiseste Ahnung hatte, dass man etwas Unrechtes tat. Eleonore genoss ein wenig das erregende Gefühl, immoralisch zu sein, und öffnete vorsichtig den Reißverschluss der Innentasche. Als sie eine kleine, sehr exquisite Schmuckschachtel aus weichem, dunkelblauem Leder erblickte, hielt sie den Atem an.

Sie drehte ihren Oberkörper ganz leicht weg von Simon, damit er nicht sah, was sie tat, griff dann nach der Schachtel und öffnete mit leicht zitternden Fingern den Deckel.

Trauringe. Einen für die Frau, einen für den Mann, eindeutig zueinander passend und sehr elegant. Offenbar aus dem feinsten Gold handgefertigt. Die Oberfläche war leicht gebürstet, eher matt als glänzend, und dennoch glitzerten die Ringe ihr hoffnungsfroh entgegen und schenkten der im Mercedes vorherrschenden Tristesse einen Lichtschimmer.

Was Eleonore wirklich hätte brauchen können, wäre ein Ring mit einem lupenreinen Diamanten, so groß wie ein Ei, oder zumindest etwas Ähnliches. Doch sie verdrängte den Gedanken so gut es ging und seufzte.

Sie hob die Ringe aus der Schachtel, hielt einen Moment inne und genoss die angenehme Schwere der Schmuckstücke. Sie waren nicht graviert. Das war gut. Geistesabwesend ließ sie sie von einer Hand in die andere und wieder zurückgleiten, als handele es sich um ein Paar Würfel, die sie gleich ausspielen würde, während ihr Gehirn sich fieberhaft um Wahrscheinlichkeiten, Chancen, Risiken und Quoten drehte. Was würde sie tun? Hey, wen interessierte das schon? Solange sie nur Luc und das Château nicht sehen musste – zumindest noch nicht heute Abend.

»Da wären wir.« Simon fuhr die Auffahrt zu dem eleganten Gebäude in der Rue du Ville hinauf, wo sich das selten benutzte Appartement der Deschanel befand.

»Danke.« Eleonore starrte geradeaus. Sie blinzelte.

»Bist du dir sicher, dass du hierbleiben willst?«, fragte Simon sie eindringlich.

»Absolut.«

Simon wartete noch einen Moment ab und gab sich dann geschlagen.

»In Ordnung. Ich bringe deinen Koffer nach oben.«

»Nein!« Eleonores Einwand kam so heftig, als hätte Simon angekündigt, ihr Gewalt antun zu wollen. »Simon, ich habe deine Zeit schon viel zu lange in Anspruch genommen. Bitte, fahr einfach nach Hause. Vielen Dank.«

Simon schaute sie fragend an, zuckte dann jedoch einlenkend mit den Schultern, stellte ihren Trolley auf dem Gehsteig ab und stieg zurück ins Auto. Eleonore griff nach dem Koffer und drehte sich in Richtung Eingangstür, als ihr noch etwas einfiel.

»Simon ...«

»Ja?«

»Bitte sag Luc nichts.«

»Aber ...«

»Ich werde mit ihm reden, versprochen«, schnitt sie ihm das Wort

ab. »Aber bitte, gib mir nur diesen einen Tag für mich, okay?«

Simon erwiderte nichts. Mit einem ungläubigen Kopfschütteln startete er den Motor und fuhr in dem treuen alten Familienauto der Deschanel davon.

Odette Deschanel, Eleonores und Lucs verstorbene Mutter, hatte einen unfehlbaren Geschmack und ein sicheres Auge für Details und Qualität besessen. Und so war Château Deschanel mit edlen, wertvollen Antiquitäten und üppigen Vorhängen und Teppichen ausgestattet, das Appartement in der Stadt jedoch zeigte Odettes Liebe zu feineren Künsten, zu zarten, sinnlicheren Möbeln und Seidengardinen, und beherbergte ihre umfangreiche Porzellansammlung. Das Wohnzimmer, das Odette stets ihren »Salon« genannt hatte, war ein eleganter, hoher Raum mit aufwendigem Stuck, Perserteppichen in weichen Farben und drei Fenstern, die vom Boden bis zur Decke reichten. Die Fenster führten zu drei winzigen Balkonen, die hoch über der eleganten Straße thronen.

Die Stille in der Wohnung war erdrückend. Staubkörnchen hingen in der Luft und blitzten sternengleich, als Eleonore das Licht anschaltete und in die Mitte des Raumes ging.

Es roch immer noch wie damals. Dunkle Erinnerungen beschlichen Eleonore, an jene Shoppingstunden mit ihrer Mutter, bei denen sie sich so entsetzlich über Kleiderfragen gestritten hatten.

Sie sollte Luc anrufen. Das Telefon stand auf dem kleinen Tischchen mit der Marmorplatte, direkt neben dem Lieblingslehnstuhl ihrer Mutter; ein blau und blassgelb gepolstertes Möbel mit aufgestickten Paradiesvögeln. Doch wenn sie Luc jetzt anrief, wäre sie unmittelbar mit der Realität konfrontiert. Sie würde der Tatsache ins Auge sehen müssen, dass ihr Vater tot war – ein Umstand, den sie nicht länger leugnen konnte –, dass Luc mit der Situation ganz allein zurechtkommen musste und dass sie eigentlich bei ihrem Bruder sein und die Last der Trauer mit ihm teilen sollte.

Noch nicht, sie konnte noch nicht. Zuerst würde sie andere Dinge erledigen und ein paar Anrufe tätigen müssen. Oh, wie sehr wünschte sie sich ihr Tagebuch her, mit all den Zahlenkombinationen und Notizen.

Verflucht sei die verdammte Taschenverwechslung!

Neben dem Kamin befand sich eine fein gearbeitete und mit Intarsien versehene Hausbar aus Ebenholz. Eleonore schaute hinein. Instinktiv wusste sie, dass das Schränkchen leer sein würde. Es wäre ohnehin kein guter Zeitpunkt zu trinken.

Sie sah auf ihre Armbanduhr. Das Oyster Room hatte bereits geöffnet. Wenn sie sich jetzt gleich auf den Weg machte, könnte sie sich ein bis zwei Stunden mit der ein oder anderen Partie Poker ablenken ... Ja, sie würde ein bisschen Geld gewinnen und ihr Selbstbewusstsein aufpolieren, unter Fremden, die nicht wussten, wer sie war, und die es nicht interessierte, dass sie aus der berühmten Winzerfamilie Deschanel stammte, jüngst verwaist war, eine absolute Verliererin und nicht einmal dazu in der Lage, ein Testament abzuholen und sicher zu Hause abzuliefern.

Doch ihr Plan hatte einen kleinen Haken. Sie hatte kein Bargeld. Und kein Casino der Stadt gewährte ihr noch Kredit. Und auch wenn die Geber sie wohl kaum erkennen würden, das Management erinnerte sich mit Sicherheit an sie.

Eleonore seufzte, hob den schweren Glasaufsatz von der antiken Öllampe neben dem Kamin, nahm ein Streichholz und zündete den Docht im Inneren der Lampe an. Dann setzte sie die Glashaube wieder auf, ließ sich auf die blassblaue Chaiselongue fallen und starrte in die Flamme. Schließlich glitt ihr Blick über den Kamin hinauf zum ganzen Stolz ihrer Mutter: dem echten Matisse.

Ihr Vater hatte das Bild als Verlobungsgeschenk für ihre Mutter gekauft, nachdem Odette das Gemälde im Schaufenster eines Auktionshauses gesehen und sich unsterblich darin verliebt hatte. Jaques Deschanel hatte all seine Ersparnisse auf den Tisch legen und sein geliebtes Auto verkaufen müssen, doch er hatte das Bild ersteigert. Und Odette hatte es für den Rest ihres Lebens geliebt. Es war wunderschön. Eine friedvolle Landschaft in weichen Blau- und Gelbtönen. Das gesamte Appartement war in Abstimmung auf das Gemälde eingerichtet worden.

Eleonore kniff die Augen zusammen.

Das Bild war ein Vermögen wert. Es musste einfach ein Vermögen wert sein.